

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

16 (20.1.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 6

Brief aus Davos.

K. Ende Dezember 1907.

Es ist morgens 10 Uhr. Ich bin ungefähr 100 Meter über Davos, an einem hübschen Aussichtspunkte. Hierher mache ich fast tagtäglich meinen Morgen Spaziergang, denn hier sind die ersehnten Sonnenstrahlen fast eine Stunde früher als unten in Davos. Soeben kam die Sonne hinter dem Berge hervor. Ihr goldenes Licht beleuchtet das liebliche Tal, in dem sich Davos lang hingiebt, beleuchtet die Berge und die Gletscher: Sonne über mir, Sonne unter mir. Ein prächtiges Bild: lieblich das Tal, widromantisch die Berge und Gletscher, die gigantisch ihr Haupt erheben. Wohin das Auge blickt, überall der weiche, weiße Schnee, aus dem im Tal schmale Fäuserreihen und im Bergabhänge Farnenbäume hervorragen. Und über dem ganzen die warmen Sonnenstrahlen, die neues Leben bringen. Winter und gleichsam Sommer zur selben Zeit: das ist Davos in den Wintermonaten.

Davos liegt im äußersten Osten der Schweiz. Im Kanton Graubünden: mitten in dem Hochlande der räthischen Alpen, wo man in einer Höhe von 1300 bis über 1800 Meter zwischen langgestreckten Gebirgsketten weite, sonnenreiche Täler findet. Der Ort selbst liegt 1560 Meter über dem Meere. Er ist mit seinen großartigen, luxuriös eingerichteten Hotels, Sanatorien und Pensionen ein hübsches Städtchen. Die Einwohner leben nur von den Fremden; die bringen Geld. Alle Nationen sind vertreten: Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener usw. Die Engländer sind am angesehensten, weil sie am reichsten sind. Sie wohnen fast ausschließlich in einem besonderen Stadtteile. Das englische Viertel ist seiner hohen Preise wegen besonders bekannt. Dort stehen die vornehmsten Hotels.

Man nimmt irrthümlicherweise in Deutschland vielfach an, Davos sei ein südlicher, im Winter warmer Kurort. Man kann sich nicht leicht vorstellen, daß man Lungenkranke aus dem kalten Norden zur Kur an einen Ort schickt, der noch kälter ist als bei uns. Und doch ist dem so. Davos ist im Winter kälter, als Orte im Tieflande. Es ist aber auch wärmer: unter Tag, wenn die Sonne ihr goldenes Licht ausstrahlt, dann ist es im Sonnenschein warm. Es ist nämlich etwas ganz Eigenartiges und doch wieder Natürliches mit der Davoser Sonne. Da die Sonnenstrahlen von der Atmosphäre teilweise aufgefangen und abgeköhlt werden, und zwar um so mehr, je länger der Weg durch die Atmosphäre ist, so ist es begreiflich, daß in dem hochgelegenen Davos die Sonnenstrahlung außerordentlich stark wirkt. Insbesondere, da die Schneehöhe die Sonnenstrahlen zurückwirft. Dadurch kommt es, daß man bei Sonnenschein und bei einer Lufttemperatur von circa 10 Grad unter dem Gefrierpunkte stundenlang im Freien, in der Sonne sitzen kann, ohne wärmer gekleidet zu sein, als im geheizten Zimmer. Die höchste Sonnenscheinintensität betrug nach einer Wittertabelle der amtlichen meteorologischen Station Davos Platz für den Monat Dezember 1900 39 Grad Celsius. Als ich kürzlich auf meinem Liegestuhl die Wärme der Sonnenstrahlen maß, waren es 28 Grad Celsius. Im Schatten ist es natürlich kalt. Da schützt man sich mit Pelzen und Decken vor der Kälte. Im Sonnenschein dagegen mit Schirmen und blauen Schutzbrillen vor den heißen Sonnenstrahlen. Die Pracht solcher Wintertage, an denen die Sonne sich in ihrem ganzen Glanze zeigt, ist einzigartig und unvergänglich. Auch der Himmel ist an klaren Tagen so schön blau, wie sonst nur ein italienischer Himmel sein kann. Nur der Schnee und nachts die enorme Kälte sagen einem wieder, daß man im Hochgebirge ist. Und doch möchte ich den Schnee nicht wissen. Eine Winterlandschaft von der Sonne beschienen ist schön, nein, herrlich. Ohne Schnee wäre Davos nicht das, was es ist. Er liegt hier ungefähr 6 Monate und manchmal noch länger. Von den Straßen und Trottoirs wird er nicht weggefegt. Das wäre zuviel Arbeit. Der Schnee wird auf den Wegen mit einer Walze festgebrückt. So geht man hier im Winter immer und immer auf dem Schnee. Und mit dem Schnee spielen auch die Kinder, gleichwie mit Sand. Natürlich ist hier nicht alle Tage Sonnenschein. Während es aber im Monat Dezember im Tieflande viel regnete und wohl keine

Sonnenstrahlen durch die dichten Nebel und Wolken durchdrangen, hatte man in Davos bis heute (28. Dezember) an 22 Tagen Sonnenschein, und zwar waren 10 Tage sehr schön, an denen die Sonne ununterbrochen ihre Strahlen herabsandte und circa sechs Stunden schien. Im Durchschnitt zählt man in Davos jährlich 203 schöne und 162 bewolkte Tage. Besonders vorteilhaft für Lungenkranke ist, daß die Luft sehr klar und die im Winter im Tieflande so häufigen und drückenden Nebel in Davos sehr selten sind. Weisheitsweise gab es im Jahre 1900 nur 6 Tage mit Nebel.

Aus all' diesem ergibt sich, daß Davos für Lungenkranke besonders günstig ist. Und es waren hier auch sehr gute Resultate erzielt. Es wäre daher sehr nahelegend, auch die Tausende Arbeiter, die sich die Proletariatskrankheit im harten Frondienst für den Kapitalismus geholt haben, hierher zu senden. Ihnen würde eine hiesige Kur nicht minder gut tun, als den Lungenkranken aus den wohlhabenden Kreisen. Davos ist aber ein teures Pflaster. „Im in Davos fургemäß leben zu können, ist das Minimum für sämtliche monatlichen Ausgaben die Summe von 300 Franken oder 240 Mark zu betrachten.“ So heißt es in einem vom Verkehrsverein vor Jahren herausgegebenen Prospekt. Dabei sind die Pensionspreise in den letzten Jahren nur 1 bis 2 Franken pro Tag gestiegen. Heute würde als Minimum eine höhere Summe angesehen werden. Man sieht, es ist nur reichen und wohlhabenden Leuten möglich, hier viele Monate lang Kur zu machen. Allerdings gibt es auch un- bemittelte Kurgäste, die wie ich, von einer Landesversicherungsanstalt oder Krankenkasse Unterstützung erhalten. Doch dies sind sehr wenige und leben sehr kärglich. Mehr wie irgendwo, kommt einem deshalb in Davos zum Bewußtsein, daß die Heilung einer Lungenkrankheit, so weit sie noch nicht zu weit vorgeschritten ist, lediglich eine reine Geldfrage ist. Wer die Mittel hat, einige Winter oder gar einige Jahre in Davos zu verbringen, der kann, wenn er auch nicht nach medizinischer Beurteilung ganz gesund wird, doch sein Leben jahrzehntelang hinausziehen, er kann alt werden. Die armen Leute aber, die trotz ihrer Lungenkrankheit in dumpfen Fabriken und Werkstätten schuften, die müssen dem Kapital Mehrwert schaffen, bis sie am Ende ihrer Kraft sind, um dann langsam abzuschieben. Das ist der Lauf der Dinge. . . . Wer es aber dank der Unterstützung von Krankenkassen und Landesversicherungsanstalten möglich machen kann, die Kosten einer hiesigen Kur bestreiten zu können, der sollte eine Kur machen. Die Davoser Luft, die Davoser Sonne hat einer belebenden Einfluß auf den Organismus. Viele, die im Tieflande durch ihre Krankheit müllos werden und den Kopf hängen lassen, bekommen hier wieder neue Kraft, neuen Lebensmut. Sie können mit Clara Müller-Sahnke sagen:

„Sterben mag, was da taub und blind, Sonnengesättigt wird sich Dein Kind Tündernd Lebens freuen!“

Quellen der Erdgeschichte.

Von M. H. Baeger (Friedrichshagen).

Jede Geschichte, mag man ihr zur näheren Bezeichnung ein Wort vor- oder nachsetzen, welches man immer wolle, gewinnt nur dann unsere dauernde Teilnahme und gewährt nur dann dem Denkenden eine wahre Befriedigung, wenn sie uns vorge- tragen wird als Schilderung von Vorgängen und Begebenheiten in dem notwendigen inneren Zusammenhange von Ursache und Wirkung. Ohne daß wir uns dessen immer bewußt werden, huldigen wir dem Gesetz der Notwendigkeit. Es ist es, was uns das Geschichtsstudium verklärt. Wir werden nur dann über ein geschichtliches Ereignis vollkommen aufgeklärt und nur dann ge- währt uns seine Kenntnis einen wahren Genuß, wenn wir er- fahren, aus welchen vorausgegangenen Ursachen es entsprang und welche Folgen es nach sich ziehen mußte und daher auch zog.

Was ist es denn, was uns in einem Altertumsmuseum so

Ratgeber.

Landwirtschaft.

Früherkartoffeln, wenn sie schmackhafte Knollen bringen sollen, sind nicht auf frisch gedüngtem, doch auf Boden, der in Kraft steht, zu bringen, also auf solchen, der ein oder zwei Jahre vorher schon gedüngt wurde. Scheint der Boden die genügenden Nährkräfte nicht zu besitzen, so verwende man nur älteren, verrotteten Dünger oder auch nur Komposterde zur Düngung.

Ein Mittel gegen blutige Milch. Wenn eine Kuh blutige Milch gibt, empfiehlt es sich, dem Tiere täglich zweimal einen Eßlöffel voll Salpeter, in einem Liter Wasser gelöst, zwei bis drei Tage lang zu geben. Vieleserweis wird auch das Schöllkraut gerühmt, welches man kocht und damit das Euter der Kuh wäscht. Da man aber dieses Kraut nicht überall und zu allen Zeiten findet, so kann als guter Ersatz folgendes dienen: Man bratet Zwiebeln in Butter und reibt damit das Euter der fran- ken Kuh ein. Dann bindet man um das Euter einen nassen Sad und um diesen einen trockenen. Das Ganze wird durch Schnüre recht fest verbunden, daß der feuchte Sad warm bleibt und das darin befindliche Wasser nur allmählich verdunstet. Sobald letzteres der Fall, was in der Regel alle sieben oder acht Stunden eintritt, wird der nasse Umschlag erneuert und dieser Wechsel so lange fortgesetzt, bis das Euter weich und das Mlebel gehoben ist.

Für die Küche.

Krautsalat. Von einem mittelgroßen Kopf Weißkraut (oder auch Rotkraut) entfernt man die äußeren unreinen Blätter, schneidet ihn in Viertel, nimmt den Strunk und die starken Blattrippen heraus und schneidet das Kraut so ein wie Rubeln. Dann übergießt man es mit kochendem Salzwasser und läßt es einige Minuten darin liegen. Durch das Brühen verliert es etwas von seiner Schärfe und wird leichter verdaulich. Wenn das Kraut einige Minuten im Wasser gelegen hat, läßt man es auf einem Siebe abtropfen. Währenddessen tut man in einen dünnem Topf ein knappes Viertelpfund ausgelassenen Speck mit den Speckwürfeln und ein wenig Schweinefett, läßt das heiß werden und tut dann das abgetropfte Kraut hinein. Dazu gibt man noch einen säuerlichen, geschälten und in kleine feine Stückchen geschnittenen Apfel oder auch mehrere Weinbeeren, eine halbe Obertasse voll Weinessig und ebensoviel Wasser, einen Eßlöffel Zucker, einen Teelöffel Salz und eine Prise Pfeffer. Nun läßt man das Kraut in zugedecktem Topfe ¼ Stunde lang dämpfen; dabei muß man es öfters umrühren und, wenn es nötig ist, ein wenig Wasser zugeßen, damit es nicht anbrennen kann. Danach stäubt man einen reichlichen Eßlöffel Mehl über das Kraut und läßt es noch eine Viertelstunde langsam kochen, ehe man es anrichtet. Auf diese Art zubereitet, braucht der Krautsalat nur eine Stunde Kochzeit und wird dabei doch schön weich.

Aus den Witzblättern.

„Wegendorfer Blätter.“

Bei der Bistte. „Ist denn noch Kaffee da, Frau Meier?“ — „O ja. . . für den „Fall Schulze“ langt er grad' noch.“ — Glaubwürdig. Söhnchen: „Weshalb sind eigentlich alle Schneider so dürr?“ — Vater: „Nun, weil sie den ganzen Tag hinter ihren Schuldneuren herrennen müssen.“

Ungebuhlig. Köchin (verzweifelt): „Wenn der Braten doch erst braun wäre; die Madame klingelt oben, und mein Schach pfeift unten vor Hunger!“

Einschränkung. „Was ist denn eigentlich Ihr Neffe, Herr Witzschel?“ — „Referendar — aber sonst ist er gar nicht auf den Kopf gefallen.“

Das Modell. Kunde (zum Barbierlehrling): „Warum läßt du dir das Haar denn nicht schneiden, Junge?“ — „Ich darf nicht; an mir lernt der Gehilfe ja das Damenfrisieren!“

Buchdruckerei des „Volksfreund“ Geß & Cie.

hoch unter den jüngsten einer zahlreichen Familie. Ihre Eltern waren also schon in des Lebens Mitte, als sie die Freude hatten, der Welt ein Genie zu schenken. — Familienväter, die schon verzogen wollten, dürfen nach diesen Offenbarungen neuen Mut schöpfen: mit vierzig Jahren können sie vielleicht noch einem Napoleon oder einem Wagner zum Leben verhelfen. . . .

Abtast an Antialkoholiker. Des eben verstorbenen Wilhelm Busch tiefsinniges Wort: „Es ist ein Brauch von altersher — wer Sorgen hat, hat auch Vitör“, scheint sich jetzt Papst Pius X. zur Lösung genommen zu haben. Der „Jastie“ zufolge soll der Papst auf die Bitte des Weihen Kreuzes beabsichtigen, die litör- erzeugenden Orden (wie Karthäuser und Trappisten) zu zwingen, auf ihren Vitörflaschen einen Avis anzubringen, der den Anti- alkoholikern, das heißt den Nichttrinkern dieser Vitöre, eine Reihe verschiedener Ablässe erteilt. Die Orden sollen entschlossen sein, gegen diese Maßnahmen zu protestieren mit der Begrün- dung, daß ihre Vitöre moralisch auf der Höhe des Weiswassers ständen.

Ein Prinz als Weiberfeind. Von dem Bringen Max von Sachsen, der bekanntlich Professor der Theologie an der katho- lischen Universität F r e i b u r g in der Schweiz ist, erzählen sich die Studenten einen lustigen Vorfall, der sich auf den bekannten Widerwillen des prinziplichen Theologen gegenüber allem Weis- lichen bezieht. Der Prinz liest ein liturgisches Kolleg und pflegt sich stets sehr exakt zur Vorlesung einzufinden. Um so weniger begriffen seine unlängst im Hörsaal versammelten Studenten, daß er sie warten ließ, lange über das akademische Viertel hin- aus. Und ihre Vermunderung wuchs, als einer von ihnen nach- sehen ging und mit der Meldung zurückkam, der Prinz sei da, er schreite im Korridor unaufhörlich auf und ab, näherte sich der Tür, lehre dann immer wieder um und könne sich offenbar nicht entschließen, einzutreten. Als darauffhin einer der jungen Theologen sich zum Herrn Professor hinausverfügte, erklärte dieser dem Studenten mit einiger Erregung, er könne den Hö- rsaal nicht betreten, ein Weib sei darin. „Aber ganz gewiß nicht!“ versicherte der erkaunte junge Mann. „Doch!“ erwir- derte der Prinz und wies auf eine am Kleiderposten des Korri- dors hängende Pelzjacke; die müsse einer jungen Dame ge- hören. Und das sei schändlich! Habe er doch zur Bedingung gemacht, daß in seinen Vorlesungen niemals eine Frauen- person sich dürfe blicken lassen.

Der Student, dem es schwer fiel, ernst zu bleiben, konnte den aufgereizten Professor mit der dem Tatbestand gemäßen Versicherung beruhigen, die bedenkliche Pelzjacke sei masculini generis und gehöre einem polnischen Studenten, der sie heute bei der plötzlichen Kälte zum erstenmal trug. Nun war das Hindernis beseitigt und die Vorlesung nahm ihren gewohnten Verlauf.

Ein Kochkunst-Museum. Der Internationale Verband der Küche, der sich über die ganze Erde erstreckt und in F r a n k - r u r t a. M. seinen Sitz hat, beabsichtigt, in seinem neuen Direk- tionsgebäude am Mainlat ein Kochkunst-Museum einzurichten. Mit dem Bau wurde dieser Tage begonnen. Das Museum soll sich nicht darauf beschränken, alle möglichen mit der Kochkunst zusammenhängende Gegenstände anzufammeln, sondern es will seine Bestimmung, die Kochkunst zu pflegen und zu fördern, durch praktische Arbeit erfüllen. So sollen alle schwierigen Her- stellungen- und Anrichteweisen und alle richtigen Handhabungen bei der Zurechtung und Zubereitung der Speisen durch Zeich- nungen und Modelle veranschaulicht werden; allwöchentlich wird eine sachmännische Führung mit Vortrag stattfinden. Wer in Bezug auf die Kochkunst oder das Tafelwesen etwas wissen will, wird Auskunft und Anregung finden, und zwar wird nicht nur die feine, sondern auch die bürgerliche Küche, die Volksernäh- rung und die Armeebepflegung vertreten sein. Weiterhin wird man darin Tausende von Tafelkarten aus alter und neuer Zeit finden, Modelle und Pläne mustergeräthiger Küchen, Speise- säle, Speisezimmer, Nüchthäuser usw. und erschöpfende Literatur.

Eine Gemeinde, die ihren Bierdurft verkaufte. Die kleine Ortschaft Hudson in dem nordamerikanischen Bundesstaat Ohio erhielt von dem Millionär W. Ellsworth ein Geldgeschenk von 200 000 Dollar (über 800 000 Mark) unter der Bedingung, daß der Getränkeauschank in Spirituosen in dem Orte aufhören sollte. Den Verkauf von Bier wollte der Geber gestatten, aber eine Ausnahme zugunsten von Bier ist in solchen Fällen gesetzlich nicht zulässig. Die Bewohner des Ortes sind zwar überwiegend

geisterhaft feierlich anweht? Es ist der Geist der Geschichte. Die verflümmelten Ueberreste einer vielleicht noch sehr flühenhaftesten Kunst und Industrie an sich sind es nicht, auch die Ehrwürdigkeit ihres Alters ist es nicht, was unsere beinahe bis zur Ehrfurcht sich steigende Aufmerksamkeit an sie fesselt — es ist vielmehr das stumme Zeugnis, was die Altentümer ablegen bald von dem großen Abstand der Werke ehemaliger Geschlechter von denen des unsrigen, bald von dem Rückschritte, den wir gemacht haben, oder von der überraschenden Gleichheit alter und neuer Erzeugnisse der schaffenden Menschenhand. Auch der weniger Gebildete füllt sich dann die große Kluft zwischen einstmals und heute mit einzelnen Zügen des Kulturanges des Menschengeschlechtes aus, mögen dieselben immerhin in den meisten Fällen zu keinem auch nur einigermaßen zusammenhängenden Bilde werden.

Es ist undenkbar, daß selbst der Ungebildteste, wenn er nur nicht ganz gefühllos ist, eine auf deutschem Boden gefundene römische Münze ansieht, ohne darin etwas mehr zu sehen, als ein Stück Silber mit einem abgegriffenen Männerkopf und einigen unleserlichen Schriftzeichen. Er sieht, oder mehr noch, er ahnt darin ein geschichtliches Werkzeichen.

Es ist derselbe Fall mit den Verfeinerungen, welche ein glücklicher Vergleich „die Denkmünzen der Schöpfung“ nennt. Nur die Alltätigkeit vermag ihnen in den Augen der Menge den Reiz des Beobachtenswerten zu rauben, der Alltätigkeit, welche für diejenigen vorliegt, deren Wohnsitz auf einer überschwänglich verfeinerungsreichen Gebirgsformation liegt, deren einige auch den deutschen Boden bilden helfen.

So groß ist der Zauber der Verfeinerungen, den sie auf empfängliche Gemüter ausüben, daß zu allen Zeiten Gelehrte und Ungelehrte ihre oft wunderlichen Gebanten an ihnen übten. Ja, in gewissen Sinne kann man sagen, daß das Urteil der Menge oder der sie vertretenden Gelehrten, wenn dieses Wort hier nicht zuweilen gewißbraucht ist, über die Verfeinerungen ein Gradmesser der jedesmaligen Zeitbildung ist. Wir begegnen allerdings auch heute noch in gewissen Volksstämmen und Volksklassen mittelalterlichen Urteilen über die Verfeinerungen; aber es wird nicht gesagt sein, wenn wir diese Volksstämme und Volksklassen selbst als mittelalterliche bezeichnen, welche wie Ninien in unserer Zeit stehen.

Wenn wir in der Kürze die bemerkenswertesten Auffassungen der Verfeinerungen überblicken wollen, so begegnen wir zunächst einer, welche auch in dem Lichte des 20. Jahrhunderts noch bei vielen Einzelnen und welche die Verfeinerungen Naturspiele nennt. Es soll der Natur gefallen, zuweilen sich selbst nachzugeben! Aus Steinmasse soll sie wie durch Zufall Tier- und Pflanzengestalten entstehen lassen! — Die Natur spielt nicht; sie verfährt nach unumkehrbaren Gesetzen.

Fast noch wunderbarer ist die schon von Leibniz (1646—1716) verpöbelte Ansicht, welche die Verfeinerungen Ideenketten nennt. Dabei meinte man vielleicht, die Formgebanten der schaffenden Natur führen wie Geister im Reiche der Stoffe umher und verdrängen sich zuweilen in starre Steinmasse zu tier- und pflanzenähnlichen Gestalten. Vielleicht — so dachte man wahrscheinlich — führt die Natur die nur vorläufig in Steinmasse niedergelegte Idee früher oder später einmal zu einem lebendigen Tier oder Gewächs aus, was jetzt noch in der Lebensreihe derselben fehlt. Dieser jedenfalls sich sehr weise dünkenden kindlich-philosophischen Ansicht lag wenigstens der tatsächliche Ansehen der Nichtigkeit zu Grunde, daß die große Mehrzahl von Verfeinerungen von Tieren und Pflanzen herrühren, welche jetzt längst vom Schauplatz des Lebens abgetreten sind, und die man daher nur, während sie der Erdvergangenheit angehören, in die Erdzukunft verlebte.

Verwandt mit dieser Auffassung der Verfeinerungen ist eine andere, welche in ihnen verunglückte Versuche erblickt, aus Tieren und Pflanzen entstehen zu lassen, die es aber nicht weiter als bis zur äußeren Form gebracht hätten. Den Anlaß zu dieser geistigen Mißgeburt geben vielleicht die glücklicherweise äußerst selten vorkommenden Mißgeburten, die man Nolen nennt.

Mit dem Glauben an den leidhaftigen Teufel verknüpft sich endlich jene verwirte Verfeinerungstheorie vortrefflich, welche in den Verfeinerungen die mißratenen Nachkommen ungeschickter und unmächtiger Geister erblickt.

Nur, man hat sich Jahrhunderte lang alle mögliche Mühe gegeben, etwas falsch zu verstehen, dessen richtiges Verständnis

uns heutzutage so selbstverständlich erscheint. Uns sind die Verfeinerungen die in Steinmasse umgewandelten oder wenigstens in solcher abgeformten und abgedrückten Ueberreste einst d. h. vor vielen Jahrtausenden und Jahrtausenden lebendig gewesener Tiere und Pflanzen.

In diesem Augenblicke widersehen wir aber dem verlockenden Wunsche, über ihre Entstehung etwas Näheres erfahren zu wollen. Wir begnügen uns vorläufig damit, uns der Bedeutung klar zu werden, welche die Verfeinerungen für die Erdgeschichte haben. Die Verfeinerungen sind Geschichtsquellen für die Erdgeschichte in demselben Sinne, wie alte Urkunden, Denkmäler und Münzen, alte Waffen und Gerätschaften Geschichtsquellen der Geschichte der Menschheit sind.

Nur an der Hand der Verfeinerungsstunde oder Paläontologie ist es möglich geworden, die Erdgeschichte oder Geologie auf die hohe Stufe der Ausbildung zu heben, die sie jetzt einnimmt. Wie wir der Form der Schriftzüge alter Pergamente und seit Gutenberg an der Form der Buchstaben das Alter der Schriftwerke erkennen, so erkennen wir aus den Verfeinerungen die Altersfolge der Gesteine, in denen sie sich finden.

Viele Tausende von längst ausgestorbenen Tier- und Pflanzengattungen haben uns verfeinerte Ueberreste hinterlassen und indem wir dieselben mit Benutzung der höheren oder tieferen Lage der Gebirgsschichten, in denen sie sich finden, in eine chronologische Reihe ordnen, gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die Welt der Organismen nicht zu allen Zeiten dieselbe und niemals der heutigen gleich gewesen sei, sondern daß in der Folge von Millionen von Jahren das Tier- und Pflanzenreich wichtige Umgestaltungen erfahren habe, in welchen ein gewisses allmähliches Aufsteigen zu höherer Vollkommenheit der Wesen unverkennbar ist.

Hier sei für heute nur noch erwähnt, daß die Verfeinerungen oder Fossilien nicht die einzigen Geschichtsquellen der Geologie sind. Von den anderen werden wir später einmal uns unterhalten!

Die Frauen und die Kriminalität.

Daß neben den sozialen und anthropologischen Ursachen auch andere zum Verbrechen führen können, daß gewissermaßen jeder Mensch eine Anlage zum Verbrechen mit auf die Welt bringt, die nur im allgemeinen unterdrückt wird, läßt sich aus einer sehr interessanten Studie Weinbergs Ueber den Einfluß der Geschlechtsfunktionen auf die weibliche Kriminalität (Halle, Warhold) ableiten: Die gleichen sozialen und anthropologischen Ursachen führen bei denjenigen Individuen häufiger zum Verbrechen, bei denen infolge bestimmter körperlicher Zustände Hemmungen, die normalerweise vorhanden sind, versagen. Unter sehr geschickter Benutzung der Kriminalstatistik, besonders der deutschen, weist Weinberg nach, daß in der Pubertätszeit, also der Zeit der ersten Menstruationen, die relative Straffälligkeit der weiblichen Bevölkerung um mehr als 65 Prozent größer ist, als in den folgenden Lebensjahren. Insbesondere ist die Brandstiftung geradezu als das Verbrechen der Pubertätszeit zu bezeichnen. Ebenso wie dies darauf zurückzuführen ist, daß die im Pubertätsalter besonders lebhaftige Phantasie eben am liebsten zu Brandstiftungen führen muß, wird die große Zahl der Verurteilungen wegen Meineides und wegen falscher Anschuldigung auf die große Suggestibilität der 16- bis 18jährigen Mädchen zurückgeführt. Auf ein Versagen der normalen Hemmungen ist es auch zurückzuführen, daß während der Menstruation die Verbrechen sich außerordentlich vermehren. Das typische Verbrechen der Menstruierenden ist der Warenhausdiebstahl; auch dies wird an der Hand einer Zusammenstellung der einschlägigen Literatur — die Kriminalstatistik versagt hier natürlich — einwandfrei nachgewiesen. Auch die Aussagen einer Menstruierenden oder Aussagen von Frauen, die sich auf ein Verbrechen während einer Menstruationsperiode beziehen, sind kritisch zu betrachten. Ähnliches gilt für Schwangere. Von besonderer krimineller und überhaupt forensischer Bedeutung sind — und dies dürfte nicht so allgemein bekannt sein, wie vielleicht das vorherige — die suspendierten Menstruationen während der Schwangerschaft, das heißt diejenigen Zeitpunkte, zu denen, wenn keine Schwangerschaft eingetreten wäre, die Menstruationen stattgefunden hätten. Die durch die Schwangerschaft bewirkte Steigerung der Kriminalität des Weibes erfährt an diesen Zeitpunkten eine weitere Erhöhung.

Besondere Beachtung vom kriminalpsychologischen Standpunkte aus verdienen die sogenannten Schwangerschaftsgefühle und die auch während einer sonst normalen Schwangerschaft unter Umständen auftretenden Dämmerzustände oder Bewußtseinsstörungen. Sie führen relativ häufig zu Diebstahl, besonders wiederum zu Warenhausdiebstahl, und Gewalttätigkeitsverbrechen, insbesondere Kindesmord. Ob die mehr oder weniger immer vorhandenen Schwangerschaftsgefühle zu Diebstählen führen oder nicht, dafür werden freilich meist wieder soziale Umstände, die Vermögensverhältnisse der betreffenden Frau, maßgebend sein.

Ebenso wie die Zurechnungsfähigkeit der Schwangeren ist auch die der Wöchnerin oft sehr stark herabgesetzt, wie schon daraus ersichtlich, daß beide Zustände relativ oft zu wirklichen Psychosen führen. Das typische Verbrechen der Wöchnerin ist naturgemäß der Kindesmord, und auch hier werden wir wieder zur näheren Erklärung auf soziale Motive — zum Beispiel die gesellschaftliche Achtung lediger Mütter — zurückgreifen müssen. Endlich weist auch die Periode des Aufhörens der weiblichen Geschlechtsfunktionen eine Steigerung der Kriminalität auf, wie wiederum aus der Kriminalstatistik hervorgeht. Das typische Delikt des Klimakteriums ist die Weibebigung, eine Folge der in dieser Zeit vorherrschenden physischen und psychischen übergroßen Reizbarkeit. Zum Schluß seiner Arbeit beklagt es Weinberg, daß alle diese Dinge in der heutigen Rechtsprechung noch viel zu wenig zur Geltung kämen. Er verlangt dementsprechend eine größere psychologische und psychiatrische Vorbildung der Juristen und Zulassung von weiblichen Personen zum Richterstande: zwei Forderungen, denen man sich von ganzem Herzen anschließen kann.

Kunstsinne der Armen und Bandalismus der Reichen.

(Zu den Debatten im Karlsruher Arbeiter-Diskussionsklub.)

Wenn ein stark entwickeltes Kunstverständnis durch das ganze französische Volk geht, so ist das zweifellos zum sehr erheblichen Teil der erzieherischen Wirkung der bedeutenden Kunstschätze zuzuschreiben, die in reichem Maße allen Volksschichten von jeher zugänglich waren. Und man muß es dem Ministerium der schönen Künste und den verschiedenen Verwaltungsbehörden — namentlich denen von Paris — lassen, daß sie in dieser Beziehung in liberaler Weise vorgegangen sind. So war es keine seltene Erscheinung, daß der Pariser Arbeiter seine knappe Mittagspause und das Fabrikmädchen seine kaum erlangte Abendfreiheit dazu benutzten, um in den herrlichen Louvresälen vor einem reinen Kunstwerke Erholung und innere Erhebung zu suchen. Das darf aber in der Zukunft nicht mehr sein, und zwar aus folgenden Gründen. Seit längerer Zeit konnte man an sehr wertvollen Museumsgegenständen schwere Beschädigungen konstatieren, die in der Tat von einem Bandalismus gemeinsten Art zeugten. Wiederholt kam es vor, daß alten, in archaischer Beziehung äußerst kostbaren Denkmälern ganze Gliedmaßen abgebrochen worden sind. Es waren meist Glöbetrotters, die dies zu tun pflegten, um ein Andenken an ihre „Kunstreisen“ mit heim zu bringen. Und lehrdanks wurden zwei prachtvollen Gemälden Strahlungen beigebracht, die die Bilder sehr arg entstellten: Zwei hysterische Frauen aus der sogenannten guten Gesellschaft haben sich dies geleistet. Und nun hob die Pariser Stadtverwaltung den bisherigen freien Zutritt zu ihren Kunsthallen auf, deren Besuch fortan jedesmal einen Franks kosten soll, was in Wirklichkeit nicht viel anderes bedeutet, als den völligen Ausschluß der nicht bemittelten Kreise vom weiteren Besuche der Museentempel, welche Barbarei, so das Volk für die Sünden anderer büßen zu lassen! Wahrscheinlich wird die Maßregel nicht aufrecht erhalten werden können.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Das Musikdrama „Maja“ von Adolf Vogl fand im Stuttgarter Hoftheater vor einigen Tagen außerst starken Beifall. Der Dichterkomponist mußte mit dem Hauptdarstellern nach beiden Akten eine Reihe von Malen vor der Rampe erscheinen. Dem Werke wird eine überraschend reiche und

orchestral bedeutende Musik von ebenso edler Reichhaltigkeit wie hohem dramatischem Schwung nachgerühmt, überhaupt eine Tonsprache, wie man sie in dieser Vollendung und Beherrschung der Technik von einem Erstling kaum erwarten durfte. Auch die Dichtung (nach einer alten indischen Sage) ist nicht ungeschickt aufgebaut, besonders in den Aktchiffen sehr wirksam, leidet nur etwas an zu breitgesponnenen Sophistereien.

Gustav Mahler, der ehemalige Leiter der Wiener Oper, der schon in diesem Jahr als Dirigent an Conrieds New Yorker Metropolitan Opera House wirkt, wird, wie französische Mütter aus New York erfahren, vom nächsten Jahre ab als Mitleiter des Hauses fungieren, und bei einem eventuellen Rücktritt Conrieds, von dem neuerdings wieder ziemlich laut die Rede ist, die künstlerischen Geschäfte der Metropolitan Opera allein führen.

Alis Burgstaller soll sich noch vor seinem ersten Auftreten im Metropolitan Opera House in New York den Arm gebrochen haben.

Medizinisches.

Das Nichtgeben Heiner Kinder. Man muß sich sehr hüten, für ein Nichtgeben des Kindes immer nur die Mutter und deren Brust verantwortlich zu machen. Wir müssen uns davon überzeugen resp. uns von einem Arzt davon überzeugen lassen, wie Dr. Raup in dem kleinen Werk „Der Säugling“ (N. G. Teubner, „Aus Natur und Geisteswelt“) hervorhebt, ob nicht Krankheit des Kindes, ob nicht, das kann nicht oft genug erwähnt werden, Ueberfütterung des Säuglings die Schuld an dem Zurückbleiben des Kindes trägt. Es ist sehr wohl möglich, daß, wenn wir ein anderes Kind mit stärkerem Hunger an der gleichen Brust seine ausschließliche Nahrung, saugen lassen, dieses vorzüglich fortschreitet.

Gesundheitspflege.

Gegen Hühneraugen. Anwendung von warmen Fußbädern abends während mehrerer Tagen und darauffolgender Fußpackung mittels in kaltem reinen Wasser getauchten und ausgereinigten baumwollenen Socken und darüber wollene Strümpfe und Socken gezogen; dann in der Bettwärme 2—3 Stunden büßten und die Füße mit lauem Wasser abwaschen und abtrocknen. Dadurch erfolgt eine so gründliche Erweichung der Hornhaut und Hühneraugen, daß die letzteren ohne Instrument mit Leichtigkeit samt der Wurzel entfernt werden können. Ich habe diese Wirkung an meiner eigenen Familie beobachtet, kann daher das Mittel mit gutem Gewissen empfehlen. Allerdings ist dieses hydropathische Verfahren etwas umständlich, wenn man aber bedenkt, daß man bei feuchtwarmer Einpackung der Füße gut schlafen kann, so sollte man sich diese Mühe nicht verdrücken lassen.

Gegen Schnittwunden hat sich Honig als gutes Heilmittel bewährt. Die Wunde wird gut ausgewaschen, mit Honig bestrichen und mit einem gleichfalls mit Honig bestrichenen Leinwandverband verbunden. Der Honigverband ist öfters zu erneuern.

Allerlei.

Genie und Erstgeburt. Man braucht jetzt schon ein bißchen Phantasie, um noch irgend einen neuen Gegenstand für eine der mit Recht so beliebten Enqueten ausfindig zu machen. Und an Phantasie fehlt es sicher nicht jener englischen Dame, die tiefgründige Studien gemacht hat, um die Beziehungen zwischen Genie und Erstgeburt festzustellen. Die Dame, eine in England lebende junge Doktorin russischer Herkunft, hat nach der „Morning Post“ die Biographie von 74 großen Männern und Frauen — Dichtern, Schriftstellern, Politikern, Malern, Komponisten usw. nachgeprüft und hat gefunden, daß nur zehn von ihnen Erstgeborene waren. Unter 42 Schriftstellern und Dichtern waren nur vier erstgeborene Kinder, unter den Malern nur einer und unter den Komponisten nur zwei. Die Forscherin gelangte auf Grund dieser Tatsachen zu dem Schluß, daß der geniale Mann nur selten der Erstgeborene, sehr häufig der Jüngste oder doch einer der Jüngsten aus der Schar seiner Brüder und seiner Schwestern ist. Balzac zum Beispiel war das jüngste von drei Kindern seiner Eltern. George Eliot, die jüngste unter vier Geschwistern. Napoleon war das achte Kind seines Vaters, und Benjamin Franklin kam gar erst nach sieben anderen Geschwistern zur Welt. Rembrandt, Rubens, Regnolds, Wagner, Schumann, Schubert waren jüngste Kinder oder